

**Dokumentation des Tagessymposiums**

# **Der Andere als Sicherheitsrisiko**

**Zur politischen Funktionalisierung des Ressentiments**

**Freitag, 2. Juni 2006**

**Beiträge von:**

**Thomas Gebauer**

**Prof. Moshe Zimmermann**

**Prof. Vera Malaguti Batista**

**»Hard Times«, ein Positionspapier von medico international**

**(weitere Beiträge auf den Hör-CDs zum Symposium)**



**stiftung**

**medico international**

Burgstraße 106  
60389 Frankfurt  
Tel. 069 94 43 80  
Fax 069 43 60 02  
[www.stiftung-medico.de](http://www.stiftung-medico.de)

# In welcher Welt leben wir eigentlich?

Von Thomas Gebauer, medico international, Frankfurt

Es ist mir eine große Freude, Sie ganz herzlich zu unserem Symposium »Der Andere als Sicherheitsrisiko – Zur politischen Funktionalisierung des Ressentiments« zu begrüßen und Ihnen kurz etwas über seinen Anlass und unsere Überlegungen dazu zu erzählen. Im Programm steht an dieser Stelle der schwergewichtige Titel: »In welcher Welt leben wir eigentlich?« Keine Angst, ich werde gar nicht erst den Versuch einer bündigen Antwort wagen. Nehmen Sie die Frage eher als ironische Bemerkung zum herrschenden Diskurs, und als solche wird sie uns auf ganz unterschiedlicher Weise auch heute immer wieder begeben.

Es ist dies das zweite Mal, dass die stiftung medico international zu einem Tagessymposium eingeladen hat. Im letzten Jahr, als die Schlagzeilen von der Seebebenkatastrophe am Indischen Ozean beherrscht waren und plötzlich alle, selbst Banken und Touristikunternehmen, in die Rolle der Helfer schlüpfen, gaben wir der Veranstaltung den provozierenden Titel »Solidarität statt Hilfe?«, für eine Hilfsorganisation durchaus nicht selbstverständlich. Auch diesmal ist das Thema nicht zufällig gewählt. Kurz bevor »die Welt zu Gast bei Freunden« sein soll, wollen wir der Frage nachgehen, warum denn die »Anderen« auf so offenkundige Weise nicht als Freunde, sondern als Sicherheitsrisiken gelten.

Zu den Aufgaben der stiftung medico international, die den Verein medico in seiner langfristigen Arbeit unterstützt, zählt auch die Förderung einer unabhängigen Öffentlichkeit. Eine, die sich von dem hegemonialen Diskurs nicht kirre machen lässt, der uns allen aus sonntäglichen Talkshowrunden einschlägig bekannt ist. Um die Dinge gegen den Strich zu bürsten und auch um die fatale Oberflächlichkeit aufzubrechen, die in der Debatte über Frem-

denfeindlichkeit herrscht, muss man sich gelegentlich etwas mehr Zeit nehmen. Und genau das wollen wir heute tun. Alle, die mehr über die Stiftung und ihr Arbeitsprogramm erfahren wollen, seien auf die Broschüre verwiesen, die ausliegt.

Bekanntlich sind es nur noch wenige Tage, bis die Weltmeisterschaft beginnt. Bei den Fans steigt die Spannung, bei den Verantwortlichen die Angst vor Sicherheitslücken und Gewalt. Spät ist dabei auch jene Gewalt ins Blickfeld geraten, für die man nicht erst verborgen operierende Terroristen bemühen müssen, sondern die sich ganz real tagtäglich in Deutschland ereignet: die Gewalt deutscher Rechtsextremisten gegen anders anmutende Menschen, gegen Minderheiten, Mittellose, Frauen.

Wir alle haben die Reaktionen mitverfolgen können, die der Hinweis des ehemaligen Regierungssprechers Uwe Karsten Heye auf »No-Go-Areas« in Deutschland ausgelöst hat. Von unzutreffenden Pauschalisierungen war die Rede, vom falschen Zeitpunkt, von Nestbeschmutzung. Plötzlich stand das Thema ganz oben, hatten alle eine Meinung, so auch der brandenburgische Innensenator Schönbohm, der bei Sabine Christiansen einen Satz fallen ließ, der allerdings das tat, was dem ehemaligen Regierungssprecher vorgeworfen wurde, nämlich pauschalisieren:

»In welcher Welt leben wir denn« – da ist sie wieder, die Frage – fragte Schönbohm, »wenn deutsche Familien beim Singen von Weihnachtsliedern durch das Getrommel der Afrikaner aus dem Untergeschoss gestört werden?« Ja, solche Sätze fallen im deutschen Fernsehen. Und weil das so ist, wollte und konnte auch der hessische Ministerpräsident Roland Koch nicht zurückstehen. Bei seiner Wiederwahl zum Landesvor-

sitzenden der hessischen CDU betonte er, dass Deutschland ganz einfach deshalb kein Einwanderungsland sei, weil Deutsche keine Indianer seien. Die Botschaft, die in einer solchen Äußerung mitschwingt, ist klar: Den Menschen, die zu uns kommen, ist nicht zu trauen. Wir müssen uns zur Wehr setzen, wollen wir uns nicht in Reservaten wiederfinden oder gar vollständig ausgerottet werden.

Angesichts solcher Hetze bleibt das öffentlich bekundete Bedauern über die im Lande anwachsende Fremdenfeindlichkeit pure Heuchelei. Alles Raisonieren, all die moralischen Appelle und selbst der Ruf nach gestärkter Repression (von Beckstein, versteht sich) verpufft, wenn sich Politiker aus Gründen des Machterhalts in der Gesellschaft bestehender Ressentiments bedienen und sie dabei auf unverantwortliche Weise anheizen. Ich würde mich freuen, wenn von dieser Veranstaltung heute die unmissverständliche Forderung an die Adresse der Politik ausgehen würde, dass mit solcher Brandstifterei Schluss sein muss.

Ressentiments und in deren Folge die Gewalt beispielsweise gegen Fremde und Minderheiten sind nicht Ausdruck menschlicher Irrationalität, sondern haben eine gesellschaftliche Funktion, die sich obendrein gut politisch funktionalisieren lässt. Genau dieser Zusammenhang wird in der gegenwärtigen Debatte allzuoft übersehen.

Viel zu selten wird gefragt, woher die Wut der Rechtsextremisten eigentlich rührt. Unklar bleibt, was die Ressentiments in Gang setzt und was dazu beiträgt, dass sie sich so hartnäckig halten.

Wer sich solche Fragen stellt, kann gar nicht anders, als auch die sozialen Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Festzu-

stellen ist dabei, dass Ressentiments eine gleich doppelte Funktion haben: Sie entlasten Menschen, denen die Entfaltung eines selbstbestimmten Lebens verwehrt wird, und sie helfen bei der Überwindung politischer Legitimationsdefizite. Die zunehmende soziale Spaltung könnte ja auch als ein Versagen der Politik gedeutet werden. Um dem vorzubeugen, ist das politische Personal derzeit eifrig bemüht, die Verlierer des gesellschaftlichen Wandels zu Tätern umzudeuten.

Aus Migranten und Deutschen mit Migrationshintergrund, wie es im offiziellen Jargon heißt, werden dann Sicherheitsrisiken (die selbst noch mit verfassungswidrigen Mitteln überwacht werden), aus Hartz-IV-Empfängern werden Schmarotzer, aus Obdachlosen Störer (die mit Platzverboten zu belegen sind) und aus Armen schon deshalb gefährliche Subjekte, weil sich in ihren Gesichtern die Angst der noch Privilegierten spiegelt, selbst bald deklassiert werden zu können.

Auf diese Weise entpuppt sich das Schüren von Bedrohungsgefühlen und Feindbildern als Teil einer Politik, die nicht mehr um den sozialen Ausgleich bemüht ist, sondern um ein ordnungspolitisches Trennen, um Ausgrenzung.

Grundlegend für solche Ausgrenzungsstrategien ist die Idee einer kollektiven Identität, eines »Wir«, das gegen die »Anderen« gesetzt werden kann. Die Idee der kollektiven Identität aber ist eine Illusion, eine gefährliche obendrein. Ich will dem Vortrag von Moshe Zimmermann, der sich im Anschluss zu diesen Fragen äußern wird, nicht vorgreifen, aber auf einen Aspekt hinweisen:

Problematisch ist das Konzept der kollektiven Identität, weil es Menschen von außen bzw. von oben in ein Korsett zwingt, und dabei die Vielfalt der Eigenschaften einer Persönlichkeit auf einige wenige Merkmale reduziert, beispielsweise auf die der Religion.

Eindringlich warnte noch Jean Paul Sartre im »Porträt des Antisemiten« vor

den Folgen genau solcher Zuschreibungen: »Der Jude«, so Sartre, »ist ein Mensch, den andere als Juden bezeichnen. Es ist der Antisemit, der den Juden macht.«

Heute fällt es dagegen kaum noch auf, wenn im herrschenden Diskurs die Bewohner der arabischen Länder umstandslos nur als Muslime bezeichnet werden bzw. eine so vielschichtige gesellschaftliche Realität wie die, die in den Ländern von Indonesien bis Marokko besteht, mit dem Begriff »islamische Welt« gefasst wird.

Solche Pauschalisierungen üben schon deshalb Gewalt aus, weil sie die Menschen auf etwas reduzieren, das für sie nicht einmal von Bedeutung sein muss. Weder zeichnen sich Deutsche durch das Singen von Weihnachtsliedern aus, noch Afrikaner durch Trommeln, und auch die Menschen im Iran sind keineswegs alle überzeugte Anhänger der Mullahs.

Auch im Iran gibt es Unternehmer, Arbeiter, Händler, Kernphysiker, Ärzte, Frauen, Männer, Kinder, Künstler, Raucher, Vegetarier, Liberale, Konservative, Fans von Rockmusik und arabischer Literatur, Homosexuelle, Umweltaktivisten, Tennis- und Fußballfans etc.

»Erst die Vielfalt der Zugehörigkeit zu ganz unterschiedlichen Gruppen, verbunden mit der Freiheit der Wahl und ausgestattet mit reflexiver Vernunft, lässt das entstehen, was als unverwechselbare Identität eines Menschen bezeichnet werden kann«, schreibt der indische Wirtschaftsnobelpreisträger Amartya Sen.

Solche Vielfalt schiebt das Konzept des »Clash of Civilisations« auf unverantwortliche Weise beiseite. Statt den politischen und sozialen Ursachen möglicher Konflikte nachzuspüren, stehen in ihm ethnische bzw. kulturalistische Erklärungsmuster im Vordergrund. Aber wie unsinnig und realitätsfern Huntingtons Zuschreibungen sind, wird allein schon aus der Klassifizierung des indischen Subkontinents als »hinduistische Welt« deutlich. Souverän setzt

sich der Vordenker des »Kampfes der Kulturen« darüber hinweg, dass Indien einen muslimischen Staatspräsidenten hat, der Premierminister den Sikhs angehört und die Chefin der Regierungspartei Christin ist. Das klingt nicht schlecht für ein Land, dessen Wähler zu 85 Prozent Hindus sind. So manches westliche Land, das sich im Hochhalten der Fahnen der Säkularität gefällt, könnte sich da ein Beispiel nehmen.

Zu welchen Auswüchsen die Ethnisierung und Kulturalisierung von sozialen und politischen Konflikten führt, ist in diesen Tagen zu verfolgen. Auf alarmierende Weise häufen sich die Meldungen von rassistischen Übergriffen auf Zivilisten, die Soldaten der Interventionsmächte im Irak und in Afghanistan verüben. Nach Abu Ghraib nun Massaker auf offener Straße – weil, wie einer der im Irak kommandierenden US-Generäle offen bekundete: »unser Gott der größere ist.«

Unheilvoll ist die Ethnisierung von Konflikten aber auch deshalb, weil schließlich selbst noch die Konzepte zur ihrer Lösung fehlgeleitet werden. Wohlmeinend ist dann von einem »Dialog der Kulturen« die Rede, so als ob die Konflikte dieser Welt beseitigt werden könnten, wenn sich nur endlich moderate Mullahs mit Vertretern des Vatikans an einen Tisch setzten. Die sympathisch klingende Idee eines Dialoges der Kulturen übersieht, dass es ja schon längst einen allumfassenden grenzüberschreitenden Austausch im Warenhandel, der Kunst, dem Sport, der Politik gibt. Mit der Betonung des Kulturellen aber gerät gerade das Politische in den Hintergrund – und kann sich wunderbar aus der Affäre ziehen. Wenn die Ursachen von Konflikten nur noch in religiös und kulturell tief verankerten Gegensätzen liegen sollen, wirken sie jeder politischen Beeinflussung entzogen.

Damit sind die Fragen, um die es heute geht, weitgehend skizziert:

## 1.

Muss im Schüren von Ressentiments sowie der Ethnisierung von Konflikten

nicht vor allem eine Art Ablenkungsmanöver von politischer Verantwortung gesehen werden?

## 2.

Bedürfen Veränderungen nicht deshalb zuallererst einer Wiederentdeckung des Sozialen und Politischen? Und welche Rolle spielt bei der Entfaltung moderner Globalität die internationale Vernetzung von zivilgesellschaftlichen Basisprojekten, von Menschenrechtsgruppen, Kunstschaffenden, NGOs, die es selbst dort gibt, wo sie kaum noch wahrgenommen werden: im Irak, dem Iran, in Pakistan?

## 3.

Wäre es nicht gerade die Aufgabe von Intellektuellen, sich mit diesen Kräften zu verbinden und sich kritisch gegen Ressentiments zu wenden, statt einer ausgrenzenden Identitätspolitik das Wort zu reden, die den anderen, den Ausgeschlossenen, schließlich sogar noch die Befähigung zu Modernität und Demokratie abspricht?

## 4.

Wie ist Versöhnung möglich? Was muss dazu geschehen? Reicht der moralische Appell oder bedarf es sozialer Veränderungen und damit zuallererst eines Verständnisses dessen, was die Ressentiments verursacht und in Gang hält?

## 5.

Welche Bedeutung kommt dabei dem Gefühl der Unsicherheit, der Bedrohung zu? Werden Ängste, so ernst zu nehmend sie immer sind und ihr Anlass real, nicht immer auch gesellschaftlich konstruiert?

Diesen Fragen wollen wir uns heute stellen und dabei den Blick zunächst auf zwei Regionen der Welt werfen, die allerdings von extremen sozialen und politischen Spaltungen gekennzeichnet sind. Auch wenn der Nahostkonflikt, auf den Moshe Zimmermann in seinem Vortrag eingehen wird, und die urbanen

Spaltungen Rio de Janeiros, die Vera Malaguti untersucht, ganz unterschiedliche Ursachen haben, können beide Realitäten doch auch vor dem Hintergrund des herrschenden Globalisierungsprozesses gesehen werden.

Wie in einem Brennglas trifft in Brasilien und in Palästina das aufeinander, was in den Politikwissenschaften heute der »globale Norden« bzw. der »globale Süden« genannt wird: auf der einen Seite die Sphären eines prosperierenden und privilegierten Wohlstandes; auf der anderen die Zonen des Ausschlusses, der Demütigung.

Gerade an den Nahtstellen der Welt, dort, wo ihre soziale Spaltung gewaltförmig virulent wird, lässt sich erkennen, dass ordnungspolitische Ausgrenzungsstrategien in die Irre führen, weil sie die Spaltung nur vorantreiben. Während diejenigen, die so dringend der Sicherheit bedürften, die Mittellosen, einer wachsenden sozialen Unsicherheit preisgegeben werden, können sich die wenigen Wohlhabenden mit einer immer kostspieliger werdenden Sicherheitstechnologie in »gated communities« abschnitten. Nirgendwo ist die Fragmentierung der Gesellschaft so weit vorangeschritten wie in den USA, wo bereits 8 Mio. Menschen in solchen »gesicherten Wohnsiedlungen« leben und von privaten Sicherheitsdiensten geschützt werden und zugleich über 2 Mio. Menschen in Gefängnissen einsitzen.

Ohne Ressentiments, ohne eine Art gesellschaftlichen Revanchismus, sind solche Spaltungen gesellschaftlich kaum zu legitimieren, funktioniert weder »zero tolerance«, noch können Menschen für nur kleinste Vergehen lebenslang weggeschlossen werden.

Entwicklungen, wie sie in den USA oder in Brasilien stattfinden, bleiben nicht ohne Konsequenz auch für Deutschland. Auch hierzulande dreht sich längst alles um das Thema Sicherheit, auch hier ist zu beobachten, wie Zug um Zug Maßnahmen einer politisch begründeten »Gefahrenabwehr« sich selbst noch über das normative Recht hinwegset-

zen. Dabei spielen die Boulevardmedien eine große Rolle. Wie und mit welchen Absichten Ressentiments im eigenen Lande geschürt und funktionalisiert werden, damit wird sich das Panel nach der Mittagspause beschäftigen.

So schnell Ressentiments geschürt sind, so kompliziert und langwierig sind sie wieder aufzulösen. Wie schwer das ist, verdeutlicht der Blick in die Projektpraxis von Hilfsorganisationen, die sich mit den Folgen von sozialer Brandstifterei herumschlagen müssen. Zwei Praxisberichte wollen wir Ihnen am Nachmittag präsentieren, bevor wir zum Abschluss des Symposiums mit einem letzten Panel einen Ausblick wagen und dabei auch ein Positionspapier von medico diskutieren wollen, das unsere Überlegungen zum Thema zusammenfasst. Der Text liegt vor, wer will kann ja schon mal einen Blick hineinwerfen.

# Schweigen ist Verrat

Von Prof. Moshe Zimmermann, Hebräische Universität Jerusalem

Meine Universität, die Hebräische Universität in Jerusalem, organisierte vor kurzem eine Tagung zum Thema Verrat. Verschiedene Arten von Verrat, im privaten wie im nicht-privaten Bereich, Verrat und Verräter in der Geschichte usw. waren Gegenstand dieser Tagung. Darüber, dass sich eine israelische Universität diesem Thema widmet, soll man sich nicht wundern. Als Historiker möchte ich für den folgenden Beitrag zwei Aspekte beleuchten: den »Verrat der Intellektuellen« und den Verrat im Sport.

## Das gesellschaftliche Spielfeld

Verrat im Sport ist weltweit ein brisantes Thema. Welche Reaktionen Michael Ballack für seinen »Verrat« am FC Bayern München erntete, ist eher bescheiden im Vergleich zu dem, was der Fußballer Sandberg von Makkabi Haifa an Beschimpfungen wegen Verrat über sich ergehen lassen musste, nur weil er sich für den Wechsel zu Beitar Jerushalaim entschied. Ganz zu schweigen von Uri Malmillian, seinerzeit das Idol von Beitar Jerushalaim. Als er zu Makkabi Tel Aviv wechselte, »desertierte« er. Das breite Publikum jedoch, das sich nicht oder nur wenig für Fußball interessiert, betrachtet den Begriff »Verrat« in diesem Zusammenhang als Übertreibung oder als Etikettenschwindel, wenn nicht als Sakrileg, weil aus der Sicht der Nicht-Sportfreunde das sakrosankte Wort Verrat nur im Zusammenhang mit Staat, Volk und Nation verwendet werden darf. Denn das Wortpaar Treue-Verrat (auf Hebräisch benutzt man den Begriff »Verrat« auch für Ehebruch oder Seitensprung) stellt ja schlicht und einfach die Dichotomie zwischen Gut und Böse dar, und die Benutzung des Wortes »Verrat« auf Hebräisch oder in einer europäischen Sprache verurteilt somit absolut die Verhaltensweise der als Verräter bezeichneten Person. Wie kann man bloß, heißt es jedoch, eine Bagatelle, wie den

Wechsel von einer Mannschaft zur anderen, oder die Entscheidung, Fan der einen und nicht mehr der anderen Mannschaft zu sein, mit dem illustren Wort »Verrat« bezeichnen?

Die, die so denken, haben wahrscheinlich recht. Aber dann sind sie die Antwort auf die Frage schuldig, worin der Unterschied zwischen dieser Art von Frontwechsel und dem Verrat am Staat, an der Nation liegt? Wenn es nicht um Menschenleben geht – geht es nicht um denselben Mechanismus und um ähnliche Kollektivkonstrukte? Wir konstruieren ein Kollektiv, eine kollektive Identität, und versuchen sie für bestimmte soziale oder politische Zwecke aufrechtzuerhalten und zu instrumentalisieren. Gleich ob Nation, Staat, Militär oder Fußballmannschaft – es handelt sich um kollektive Identitäten, die nicht von der Natur oktroyiert wurden, sondern aufgrund der bewussten oder unbewussten Entscheidung entstanden, zum Kollektiv zu gehören. Die Begriffe Treue oder Verrat sind also Instrumente zur Festigung und Legitimierung des konstruierten Kollektivs, sind eine Sanktion, die einer freiwilligen und freien Überlegung über Wert und Sinn des Kollektivs zuvorkommen soll. Die, die nicht daran glauben, dass der Wechsel von einer Mannschaft zur anderen die Bezeichnung »Verrat« verdient, müssen sich auch überlegen, was »Verrat« im Kontext der Nation, des Volkes, der Religionsgemeinschaft, des Militärs eigentlich bedeutet. Ist hier, wie dort beim Fußball, das Kollektiv nicht ein Konstrukt, das in Frage gestellt werden darf, ein Konstrukt, das die Funktion hat, den Unterschied zwischen »uns« und »den Anderen« zu schaffen und zu legitimieren, kollektive Ressentiments zu verankern, ja, die Exklusion der »Anderen« zu rechtfertigen? Die Antwort auf diese Frage ist in Israel besonders schmerzhaft, weil der Mord am Regierungschef Itzhak Rabin vor 10 Jahren von einem Rechtsextremisten ausging,

der Rabin für einen Verräter an der jüdischen, israelischen Nation hielt. »Wir« Juden verstehen die Zusammenarbeit eines jüdischen Ministerpräsidenten mit Arabern – mit den »bösen Anderen« – als Verrat. Nun sind wir zurück beim Fußball – genauso wie kolumbianische Fußballfans den glücklosen Verteidiger Escobar für einen Verräter hielten und deswegen umbrachten, so hielt der israelische Fanatiker Rabin für einen Verräter und »beseitigte« ihn.

Das ist der entscheidende Punkt: Der Verräter ist nur Symptom eines größeren Phänomens, der Neigung, die Welt dichotom zu betrachten, manichäisch in zwei zu teilen – »Wir« – die Guten, und »die Anderen« – die Bösen. Seit der Antike existiert die Unterscheidung zwischen Hellenen, also »zivilisierten Menschen«, und Barbaren, die sich im religiösen Zeitalter in die Unterscheidung zwischen Gläubigen und Ketzern, im nationalen Zeitalter in die Auseinandersetzung zwischen der Nation und ihren äußeren und inneren Feinden verwan-delte, um im gegenwärtigen, post-klaskampferischen, neo-religiösen Zeitalter zum globalen »Kampf der Kulturen« zurückzukehren .

»Nation – das ist der Zufluchtsort der Schurken«, meinte seinerzeit ein englischer Schriftsteller. Ja, das »Wir« überhaupt ist in der Regel der Zufluchtsort, der Vorwand, um Diskriminierung weiß zu waschen, um »die Anderen« unmenschlich oder mindestens schlecht zu behandeln. Solange »die Anderen« zu »uns« wechseln können, ist das Unrecht mindestens nicht absolut. Dort aber, wo zwischen »uns« und »den Anderen« keine Brücke geschaffen werden kann, wo eine Mauer entsteht, dort ist die Versöhnung unmöglich, dort ist jeder Versuch der Annäherung gleich Verrat. Wenn zum national geschürten Hass noch der erneute Religionskrieg hinzukommt, wie seit Khomeinis Macht-

übernahme 1979 im Iran, ist die Dichotomie perfekt, ihre Rechtfertigung absolut und das Resultat verheerend.

## Kampf der Kollektive

Wo anders zeigt sich dieser Vorgang deutlicher als im Nahen Osten. Die Parole heißt: »Wir sind hier und die Anderen dort.« Zwischen hier und dort zieht man nicht einfach eine Grenze, man baut eine Mauer. Wer die Mauer durchbrechen will, gilt auf der einen Seite als Gefahr, auf der anderen als Verräter. Ich spreche hier selbstverständlich nicht von den Waffen- oder Sprengstoffträgern, die beim Überqueren der Mauer bzw. der Grenze die Absicht haben, Gewalt anzuwenden und Menschen zu töten. Gemeint sind diejenigen, die diese Grenze als falsche Antwort auf das Problem des Nahen Ostens oder der eigenen Probleme empfinden. Das, was zwischen Israel und Palästina seit drei Jahren entsteht, diese nicht zu überwindende Grenze, hat eine allzu deutliche Gestalt angenommen, in Form einer zum Teil acht Meter hohen Mauer. Anderswo in der Welt hat sich aber eine ähnliche Dynamik entwickelt – die »Wir«-Gruppe nimmt die Grenze zu »den Anderen« ernst, baut Zäune und setzt Polizei und Militär ein, um den unerwünschten Grenzübergang zu verhindern. So Europa in Nordafrika und im Mittelmeer, so auch Amerika an der Grenze zu Mexiko. Und wenn die physische Mauer oder der Zaun nicht reicht, baut man die Mauer im Kopf und schafft klare Verhältnisse: Die zivilisierte Welt gegen die Schurken-Staaten oder gegen die Achse des Bösen.

Somit sind wir beim »Verrat der Intellektuellen« angelangt. Intellektuelle verraten ihre Aufgabe, ihre Bestimmung, wenn sie die Idee vom Verrat am Kollektiv, an der Nation, an dem Volk, an der Klasse usw. kritiklos übernehmen. Vom Intellektuellen ist ja zu erwarten, dass er mit dem Inhalt der kollektiven Identität äußerst kritisch umgeht. Er hat seine Stimme für die Idee der Aufklärung zu erheben, den Weltbürger als Ausgangspunkt zu betrachten, nicht den Mensch als bloßen Baustein eines Kollektivs, das sich von anderen konstruierten Kollektiven absetzt, ja sogar zum Kampf

gegen andere Kollektive prädestiniert ist. Ohne den Anschluss an die Realität zu verlieren, ohne zu vergessen, dass die Welt nicht nur voller »Gutmenschen« ist, dass man sich für die Bekämpfung vielerlei Übel einsetzen und Farbe bekennen muss, ist diese aufklärerische Haltung möglich, ja erforderlich.

## Lob der Skepsis

Der Verrat der Intellektuellen ist ein weltweites Phänomen, das parallel zum Prozess der Globalisierung läuft. Auch der Konflikt im Nahen Osten, wie spätestens seit dem 11.9. weltweit, schuf eine Form von Verrat der Intellektuellen, die durch Schweigen und Wegschauen gegenüber Unrecht einerseits und der unkritischen Haltung gegenüber den konstruierten kollektiven Identitäten – dem »Wir« und dem »Anderen« besteht. Die Vorstellung von einer permanenten Notstandssituation delegitimiert ja sowieso alle Annäherungsversuche zwischen den in kompromissloser Konfrontation befindlichen Kollektiven, sodass die Voraussetzung für eine skeptische oder offene Betrachtung der einzelnen Ereignisse und Herausforderungen völlig entfällt.

Viele wundern sich über den Wandel in der Politik Ariel Sharons: Wie konnte der Antreiber der Siedlungsbewegung plötzlich zum Vater des Rückzugs aus den besetzten Gebieten werden? Über die für ihn charakteristischen taktischen Überlegungen hinaus, die eher mit seiner Neigung zu tun haben, mit Gegnern im eigenen Lager abzurechnen, steht im Endeffekt die Idee von der »demographischen Gefahr«: Wenn die Palästinenser zur Mehrheit in Palästina, in Eretz Israel, werden, wird das Unternehmen »Judenstaat« in Gefahr geraten. Am deutlichsten stellte sich diese Gefahr im Gaza-Streifen und deswegen begann Sharon mit seiner Rückzugspolitik eben dort. Dass Israel mit diesem Rückzug endlich beginnt, ist zweifelsohne positiv. Aber die Begründung kann man nicht als positiv bewerten, denn sie beruht nicht auf der Erkenntnis, dass die Besatzung ungerecht ist: Es sind pragmatische Überlegungen, die bei dieser Entscheidung eine Bedeutung haben,

und dabei spielen die Intellektuellen eine nicht unerhebliche Rolle.

Zum einen sind es die Leviten, die ein israelischer Geographie-Professor unständig liest, die auch einen großen Einfluss auf Ariel Sharon hatten: Seine Prognosen über die demographischen Verhältnisse in Palästina, in der Region, und selbstverständlich im Gaza-Streifen für das Jahr 2020 klangen so deprimierend, dass sogar die politische Klasse zum Handeln bereit war. Hinzu kam, dass die Parole von der »Trennung« – wir sind hier und die anderen dort – auf dem Hintergrund der opferreichen Terroranschläge gegen Israelis sogar von den angeblich linken Intellektuellen unterstützt wurde, und die meisten Intellektuellen auch die in der Politik verkehrenden Euphemismen nicht demaskieren wollten (z.B. »Transfer«), sodass die Mehrheit der Israelis die Motivation für den Rückzug wie auch für den Bau des Zauns nicht hinterfragen mochte, ja ohne weiteres akzeptierte.

Wenn es »die Anderen« gibt, wenn die Anderen einzig als Terroristen zu bezeichnen sind, wenn die Gefahr, »wissenschaftlich« bewertet, immer größer zu werden droht – scheint die Lösung in Form von »Trennung« die beste, ja die einzige zu sein. Wenn man davon ausgeht, dass »die Anderen« zum Terrorismus prädestiniert sind, weil eben der Islam auf Djihad setzt, scheint es keine Alternative zu geben. Da sich auf der palästinensischen, bzw. arabischen oder moslemischen Seite ein paralleler Verrat der Intellektuellen bemerkbar macht, ist eine konstruktive Alternative nicht in Sicht. Die Konstrukte von »Gläubigen« vs. »Ungläubigen«, »Volksgemeinschaften«, »Heiligem bzw. unumgänglichem Krieg« blockieren den Weg zur Verständigung, und schon vorher zur notwendigen Skepsis, die zu neuen Fragen und neuen Hypothesen führt. Gerade von den Intellektuellen aber muss diese Skepsis erwartet werden.

# Die soziale Konstruktion der Angst in Rio de Janeiro

Von Prof. Vera Malaguti Batista, Universität Cândido Mendes, Rio de Janeiro

*Die Kriminalisierung der sozialen Konflikte – das ist das Thema von Vera Malaguti Batista. Die brasilianische Kriminologin an der Universität Cândido Mendes in Rio de Janeiro geht in ihrer Arbeit von der These aus: »Jedes Verbrechen ist politisch.« Ihr Beitrag auf dem Symposium der stiftung medico international beschäftigt sich mit dem Angst-Diskurs der brasilianischen Oberschicht gegenüber der ausgegrenzten schwarzen Bevölkerung, der jene vor allen Dingen zur repressiven sozialen Kontrolle legitimiert. Die Konstruktion des »Anderen« als Sicherheitsrisiko – das betreibt die herrschende Schicht in Brasilien bis heute nahezu perfekt und eilt damit einem globalen Trend voraus.*

Der Ausgangspunkt meiner Arbeit besteht darin, die Ängste von heute aus dem geschichtlichen Rückblick auf das Rio de Janeiro des 19. Jahrhunderts zu begreifen. Der brasilianische Konservatismus benutzt von jeher die Angst als Strategie, um die Volksbewegungen klein zu halten. Diese Angst wird gezielt geschürt, um die verelendeten Massen zu disziplinieren und zu kontrollieren. So ist die sozio-ökonomische Ordnung der Sklavenhaltergesellschaft weder von dem Ende der Sklaverei noch durch die Gründung der Republik, nicht einmal durch den »demokratischen Übergang« am Ende der Militärdiktatur wirklich erschüttert worden. Der Aufstand der Schwarzen bleibt das große Schreckgespenst, der große »Zumbi« der brasilianischen Eliten. Die Revolten der Malês, der arabischsprachigen Schwarzen im Bahia des 19. Jahrhunderts, bis hin zu den »Arrastões« genannten Überfällen Hunderter Favela-Bewohner an Rios Stränden vor wenigen Jahren sind Symbole dafür. Die konservative Hegemonie schürt die Angst, sie ist Antrieb und Rechtfertigung für ihre autoritäre Politik, die vor allen Dingen eins zum Ziel hat: die umfassende soziale Kontrolle.

Angst wird so zu einem strategischen Faktor in wirtschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Fragen. Sie führt zu mehr und härteren Strafen und zugleich zu weniger Sicherheit in der Bekämpfung der eigentlichen Bedrohung. Dadurch bewegt sich die Debatte immer weiter von den wirklich neuralgischen Punkten weg: der Notwendig-

keit von gesellschaftlichen Veränderungen, hin zu Gleichheit, Freiheit, Zugang zu Land, zu Rechten, kurz, zur ökonomischen, sozialen und kulturellen Teilhabe der brasilianischen Bevölkerung.

## **Sklaverei und Liberalismus im Doppelpack**

In der Epoche nach der brasilianischen Unabhängigkeit, insbesondere in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, kreisen die ideologischen wie politischen Debatten vor allen Dingen um das unüberwindbare Paradox zwischen dem verkündeten Liberalismus und der real existierenden Sklaverei im Land. Strafgewohnheiten des Merkantilismus wie körperliche Züchtigung im privaten Bereich werden weiterhin praktiziert. Diese Praxis steht der Ausrufung der Unabhängigkeit und der Einführung des Kapitalismus in Brasilien im Wege. Die Verfassung von 1824 und der Erlass des Strafgesetzbuches von 1830 stellen Brüche in der Sklavenhalter-Tradition dar, *ma non troppo*. Denn das »Recht auf Eigentum in seinem gesamten Umfang« ist einer der Fallstricke des brasilianischen Bürgerrechts: Der Sklave gilt im gesamten juristischen System als Ding, nur im Strafgesetzbuch wird er als Person behandelt.

Zu dieser Zeit kommt es nicht nur zu Gesetzesänderungen. Es entstehen die ersten juristischen Fakultäten. Die Kooperation von Polizei, Militärs und Paramilitärs trägt ebenfalls zur Errichtung eines formalen Systems der sozialen Kontrolle

bei, das sich stets gegen den »Abschaum« richtet. Im Rio de Janeiro der damaligen Zeit sind 80% der Beschuldigten Sklaven. Die Polizeiaktivität konzentriert sich nur auf sie. In einem Dekret von November 1825 werden dem Kommissar folgende Aufgabenbereiche zugewiesen: Zusammenrottungen verhindern, Müßiggang unterdrücken, Rädelsführer erfassen, Quilombos (freie Sklavendörfer) auflösen und öffentliche Auspeitschungen durchführen. Darauf gründet sich die juristische und institutionelle Architektur der Polizei von Rio de Janeiro und Brasilien. Am Beginn der konservativen Zentralisierung von Polizeimacht steht ein breit angelegter Prozess der Kriminalisierung bestimmter Menschengruppen einerseits und der Organisation von Polizei als effektives Repressionsinstrument andererseits. Die »Peitsche« verlässt die Straße und zieht in die Gefängnisse ein, nun in festgelegten Dosierungen. Doch das Prinzip ist dasselbe geblieben: den »Abschaum« unter Kontrolle halten.

## **Rassismus und Biomacht**

Doch soziale Kontrolle verwirklicht sich nicht nur über die Justiz und den Sicherheitsapparat, sondern auch über die medizinische Kontrolle. Die Herausbildung des medizinischen Denkens im 19. Jahrhundert geht einher mit dem Entstehen von »Biomacht«, die die Besorgnis um die Produktion von Leben als Teil eines strategischen Projekts über den Reichtum der Nationen definiert. Wie Foucault sagen würde, richtet sich diese neue Technologie der Macht an den Menschen als Spezies und nicht mehr an den Körper »Mensch«. Dieser Prozess führt zur Beschäftigung mit öffentlicher Hygiene, der Zentralisierung von Informationen, ihrer Normierung und Koordination, Pädagogik und medizinischer Indikation. Die Medizin, ebenso wie die juristische Theorie, muss nunmehr mit einem neuen multi-

plen Körper umgehen, mit Bevölkerung als einem politischen, ökonomischen, sozialen, biologischen und wissenschaftlichen Problem.

Für Foucault wird mit dem Entstehen der »Biomacht« der Rassismus zum integralen Bestandteil staatlicher Funktionsweise. Die Kolonisierung wiederum und mit ihr der koloniale Genozid ist ihre erste Entwicklungsstufe. Die brasilianische Medizin des 19. Jahrhunderts empfindet damals die »mestizenhafte«, »degenerierte« und deswegen »pathologische« und »gefährliche« Bevölkerungsstruktur als ungeheuer bedrohlich. In den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts beginnt man, die Strukturen der Sozialmedizin zu »normieren«, medizinische Schulen, eine Medizinverwaltung und eine polizeiliche Medizin zu schaffen. Der juristisch-strafrechtliche und der medizinische Diskurs kommen zusammen, um gemeinsam eine regelmäßige, effektive und wissenschaftliche Kontrolle auszuüben.

Fakt ist, dass die »Biomacht« in der Peripherie Techniken und Diskurse einschließen muss, die einer als problematisch erachteten Bevölkerung gerecht werden. Rio de Janeiro hat nach einem Zensus von 1849 die größte afrikanische Bevölkerung des amerikanischen Kontinents. Zur Angst vor Miasmen gesellt sich die Angst vor Afrikanisierung. Die medizinische Literatur der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts in Rio de Janeiro legt den Grundstein für eine Pathologisierung der Afro-Brazilianer. Je stärker sich die afrikanische Heilkunst darstellt und in der Bevölkerung verwurzelt ist, desto heftiger wird sie durch die Medizin unterdrückt. Unter der Bedrohung durch Krankheit wird der Sklave zum Schreckgespenst. Die Macht der Medizin versucht, die Medizin der Afrikaner zu vertuschen und sie als Träger der Kontamination zu verunglimpfen. Von der Paranoia der Vergiftung bis hin zur Angst vor Übertragung schlechter Gewohnheiten durch die schwarzen Ammen wird der Sklave zu einem Hindernis auf dem Weg zu Hygiene und öffentlicher Gesundheit erklärt. Die Sklaven leben gleichzeitig in einer dramatischen Gesundheitssituation und

leiden unter einer enorm hohen Sterblichkeit. Sie werden, Reiseberichten zufolge, »häufiger misshandelt als Pferde oder Maulesel«, ihre Gesundheit wird nicht nur durch grausame und exzessive Misshandlungen ruiniert, sondern auch durch die totale Missachtung. Ein Reisebericht von 1814 berichtet entsetzt über die hohe Zahl toter Sklaven auf den Straßen von Rio de Janeiro: »Ei-nige Herren, die ihren Müll auf die Straßen und Plätze entleerten, hatten auch keine Skrupel, ihre sterbenden Sklaven in einem Zustand vollkommener Nacktheit fortzuwerfen.« Dies gehört zum gewöhnlichen Schrecken und zur Ästhetik der Sklaverei. Tote schwarze Körper auf den Müllkippen der Stadt Rio de Janeiro sind bis heute ein bisweilen mit Gelassenheit aufgenommener gewöhnlicher Anblick. Sie gehören zum Bühnenbild der »großartigen Stadt« Rio de Janeiro.

### Ästhetik der Sklaverei

Gespeist aus dem Angstdiskurs sind damals wie heute die immergleichen Reaktionsmuster zu beobachten: die Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod von Schwarzen einerseits und die Empörung über den Tod von Weißen andererseits; selektive, rassistische Strategien in der Polizeiarbeit, der Ruf nach dem Einsatz des Militärs; Forderungen nach immer härteren Strafen. In der von Angst geprägten Wahrnehmung herrschen auf den Straßen pure Unbotmäßigkeit, Überfälle, Rebellionen, »Capoeira« und »Batuque« (Kampftänze der Schwarzen). Die Tageszeitung *O Pão d'Assucar* vom 7. April 1835 bringt einen Beitrag in einer Diktion, die ihre Wirkung nicht verfehlt haben dürfte. Im Kommentar über die Ereignisse im Zusammenhang mit der Revolte der Malês in Bahia schreibt der Herausgeber der Zeitung unter anderem: »Wir haben genug bewaffnete Streitkräfte, die durch ihre Disziplin und ihre sorgfältige Zusammensetzung uns Vertrauen und den Sklaven Schrecken einflößen.« Diese Formulierung gilt für die Arbeit unserer Polizei bis zum heutigen Tag: Den Eliten Vertrauen einflößen und den Elendsvierteln Angst.

Schließlich entwickeln sich auch Sorgen ethnischer, rassistischer Natur. Es ent-

steht das Bedürfnis nach Klassifizierung und Hierarchisierung. In der Presse beginnt man, Argumente der Rasse auszutauschen, um mit den vorhandenen Ängsten umgehen und sie diagnostizieren zu können: Angst vor dem zahlenmäßigen Ungleichgewicht von Schwarzen und Weißen in der Stadt, Angst vor einer Haitisierung, Angst vor dem Tag, an dem Jäger zu Gejagten werden.

Alle diese Diskurse rufen nach drastischen Maßnahmen, verlangen nach Recht und Ordnung, sind Papier gewordene Angst, Diskurse die töten. Die Verinnerlichung dieser Diskurse hat auch ästhetische Konsequenzen, sie nimmt räumliche Gestalt an. Rio de Janeiro ist Schauplatz des Kampfes zwischen der afrikanischen Stadt und der Angst vor der Afrikanisierung. Die entsprechenden Räume sind abgesteckt, es entsteht eine Stadt der Abgrenzungen, der Begrenzung von Freiheit: Schwarze Stadtteile und Kirchengemeinden, Forts und Gefängnisse für Schwarze, Polizeiquartiere und Polizeistationen.

### Reinhaltung des Konsumismus

Heute, im Spätkapitalismus, keimt die Angst wieder auf. Sie ist aber nun nicht mehr nur die bedauerliche Konsequenz einer Radikalisierung der ökonomischen Ordnung, sondern ein ganz eigenes ästhetisches Projekt, das die Medien, die Kultur und vor allem die Sicherheitsindustrie mit einschließt. Heute geht es darum, permanent Grenzen zu ziehen und zu definieren: gegenüber den »neuen Fremden«, den vom Konsum Ausgeschlossenen, denen, die, wie Zygmunt Bauman es ausdrückt, die »Reinhaltung des Konsumismus« in Unordnung bringen. In der sich andeutenden Hypertrophie des strafenden Staates, die einhergeht mit einem gleichzeitigen Abbau des fürsorgenden Staates, bringt die unbeschränkte Macht des Kapitals eine Welt hervor, in der nichts mehr sicher ist. Armut ist inzwischen nicht mehr eine Reservearmee von Arbeitskräften, sondern Zeichen von Unordnung, die isoliert und unschädlich gemacht werden muss. Die neue Weltordnung stellt in ihrer Peripherie eine »sekundäre Barbarisierung« dar.

Aus dieser Perspektive der Brutalisierung und Kriminalisierung der Armut ist der Politiker auf nationaler Ebene ohnmächtig angesichts des Konfliktpotentials, das Ausgrenzung und Zügellosigkeit der transnationalen Wirtschaftsordnung auslösen. Die zerfallende politische Macht verfügt nicht mehr über einen hegemonialen kriminologischen Diskurs. Der Kampf darum spielt sich nun im Bereich der Kommunikationsmittel ab. Im Gegensatz zur Situation in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts produziert der Konzentrationsprozess des Medien- und Finanzkapitals eine Art Einheitsdiskurs. Die Medien, die früher parteiische Berichtersteller waren, sind heute selbst Protagonisten, und der politische Diskurs ordnet sich dem der Kommunikationsagenturen unter. Die diffuse und punktuelle Unsicherheit verschmilzt somit zu einer konkreten Angst vor dem Alltag in den Städten. Gegen die tieferen Ursachen der Unsicherheit lässt sich kaum etwas machen, doch für Maßnahmen gegen die kriminalisierte Armut ist ein fruchtbares Wählerpotenzial vorhanden.

In diesem Zusammenhang verweisen die Diskurse über die Favela als Ort des Bösen auf die Kultur der Angst. Eben diese Art, das Problem der urbanen Gewalt zu betrachten, produziert einen Zustand permanenter Alarmbereitschaft. Dabei bestimmen biologische Metaphern die Wahrnehmungsmuster, mit der unsere Armenviertel betrachtet werden. »Sie (die Favelas) sind schon längst nicht mehr nur ein harmloses Geschwür ... Alle Übel der Zivilisation haben sich in den Armenvierteln und in den illegalen Siedlungen eingeknistert« (aus dem Vorwort zu »A Ameaça das Favelas« [Die Bedrohung der Favelas]); oder: »Rio (...) als Opfer der Verelendung, der im Lauf der Geschichte niemals Einhalt geboten wurde, vermehrt sich wie eine Amöbe und breitet sich aus wie ein Schwamm« (aus dem Vorwort zu »Vacilou, dançou« [dt.: »Gezögert, verlor«]). Und an anderen Stellen: »Diese gewalttätigen Verbrecher sind zu Tieren geworden (...) Es sind Tiere. Man kann sie nicht anders begreifen. Aus diesem Grund kann die Konfrontation mit ihnen nicht zivilisiert geführt werden. Diese

Leute dürfen nicht zivilisiert behandelt werden. Sie müssen wie Tiere behandelt werden.« (Marcello Alencar, Gouverneur des Bundesstaates Rio de Janeiro im brasilienweiten Fernsehprogramm der Zeitschrift *Manchete*, *TV Manchete*, am 11. Mai 1995). Affonso Romano de Sant'Anna, Dichter und Direktor der brasilianischen Nationalbibliothek, schreibt in der Zeitung *O Globo* vom 2. Januar 1996: »Die Drogenhändler, das haben Sie bereits bemerkt, sind die Termiten unserer Gesellschaft. Sie und die Konsumenten der Drogen. Der Unterschied ist, dass die drogensüchtigen Termiten sich ins eigene Fleisch beißen, nachdem sie ihre eigenen und dann die Taschen fremder Leute ruiniert haben. Die Dealer-Termiten hingegen stecken in ihren Termitenhügeln, den Favelas, und verlassen sie nur in militärischer Kampfformation. Und damit folgen sie den genetischen Zügen dieser Spezies.«

### **Dehumanisierung der Ausgegrenzten**

Der Diskurs der Animalisierung des Bösen greift auf zwei Figuren zurück: Ausmerzungen und Reinheit. Doch sowohl die eine wie auch die andere haben denselben Inhalt: Eliminierung. Hygienische Diskurse führen zur Ausmerzungen. Reinheit und Hygiene sind das Gegenteil von Schmutz und Unordnung. Wie Zygmunt Bauman sagt, gehört die »Reinheit« zu den Ideen, die Zähne und scharfe Krallen bekommen, sobald man sie annimmt. Sehen wir uns einige Reinheitsdiskurse an. Zum Beispiel die Richterin Denise Frossard in einer Rede vor Studenten im ersten Semester einer juristischen Fakultät, wiedergegeben in der Zeitung *O Dia* vom 18. Oktober 1995: »Was ich für schlimm erachte ist hingegen, dass diese Orte das anziehen, was ich den menschlichen Abschaum nenne. Die Verkäufer und Konsumenten von Rauschgift, Prostituierte etc.« Oder Barbara Gancia im *Folha de São Paulo* vom 14. Januar 1998: »Witzig. Das Gesetz verbietet es, meinem sauberen und friedfertigen Pacheco aus ausländischer Zucht, der keinerlei Flöhe im Fell trägt und einen makellosen Impfausweis besitzt, sich am Strand aufzuhalten. Aber dieses pornographische Gesindel darf

Strände versauen, die bis vor ein paar Jahren noch unberührt waren, wie São Pedro, Iporanga, Maresias und so weiter.« »Die Armee«, so das Vorwort zu »Guerra Suja«, *Jornal do Brasil*, 25. November 1994, »zieht sauber in den schmutzigen Krieg gegen das organisierte Verbrechen. Die Bevölkerung der Favelas unterstützt die Säuberungsaktionen.«

In Brasilien beinhaltet der Diskurs über die Angst vor Verbrechen und Gewalt in den Städten die Idee von Ausmerzungen und juristischer Ausgrenzung. Er trägt nach wie vor Züge einer Ästhetik der Sklaverei. Aus historischer Perspektive beobachten wir, wie die Erinnerung der Angst systematisch geschürt wird, um ein Strafrechtssystem zu errichten, dessen Klientel sich aus Indianern, Armen, Schwarzen und Aufsässigen permanent neu rekrutiert.

Ich möchte meine Überlegungen mit einem Appell schließen. Lassen Sie uns tief in unsere Geschichte eintauchen, um aus ihr die Ängste von heute begreifen zu können und so die alltäglichen Zusammenstöße dieses barbarischen Kapitalismus zu entlarven. Der radikale Bruch mit der Tradition der Angst ist es, der die unsichtbaren Mauern, die sich durch unsere Städte ziehen, zum Einsturz bringen kann und Verständnis für eine Geschichte schafft, die uns in die Lage versetzt, eine andere Zukunft zu errichten.

# Hard Times

## Moderne Globalität statt Ethnisierung des Sozialen. Eine Standortbestimmung.

*Dieses medico-Positionspapier entstand als Diskussionsgrundlage für das Symposium »Der Andere als Sicherheitsrisiko«, zu dem die stiftung medico international am 2.6.06 nach Frankfurt eingeladen hatte. Unbedingt wollen wir die begonnene Debatte fortsetzen. Schreiben Sie uns ihre Meinung. Schreiben Sie uns auch, wenn sie dem Papier zustimmen – an der Seite von Prof. Moshe Zimmermann (Jerusalem), dem Staatsminister a. D. Rupert von Plottnitz (Frankfurt), der Erziehungswissenschaftlerin Prof. Yasemin Karakasoglu (Bremen), dem Publizisten Tsafir Cohen (Berlin), der »Opferperspektive Brandenburg«, Pro Asyl u.a.*

**Paradoxe Zeiten:** Während erstmals in der Geschichte weltbürgerliche Verhältnisse aufscheinen, in denen ein von nationalen Grenzen befreites Zusammenleben aller Menschen möglich wäre, zeugen wachsende Ressentiments und Feindbilder von tiefgreifenden Spaltungen. Im Zuge der ökonomischen Globalisierung ist die Welt zwar näher zusammengerückt, doch nimmt die Zahl derer, für die es in dieser Welt keinen Platz zu geben scheint, auf dramatische Weise zu.

**Prekäre Zeiten:** Unter dem Druck zunehmender Ungleichheit verkümmert die Idee allgemeiner Freiheit zur partikularen Freizügigkeit von einigen Wohlhabenden und Privilegierten. Die anderen bleiben gefangen in der Abhängigkeit von wirtschaftlichen und staatlichen Mächten, werden Opfer einer anonymen, verwalteten Welt oder fallen ganz heraus und werden im Extrem »vogelfrei« auf ihr nacktes Leben reduziert. Die tiefe soziale Spaltung spiegelt sich in der Zunahme manichäischer Weltbilder. Längst bedrohen Engstirnigkeit und Vorurteile auch die Grundfesten von Toleranz und Aufklärung. Dabei stehen auch die normativen Kategorien des Rechts und der Rechtssicherheit zur Disposition. Die Idee gleicher Rechte wird zunehmend von einem politisch motivierten Sicherheitsdiskurs überlagert, dem »Gefahrenabwehr« über alles, auch über das Recht geht. Das Streben nach Sicherheit gründet sich nicht mehr auf eine Politik des Ausgleichs und der Integration, sondern auf vielschichtige Ausgrenzungsstrategien,

zu denen auch eine forcierte Identitätspolitik gehört, die absichtsvoll Bedrohungsgefühle, Feindbilder und Ressentiments schürt.

**Gefährliche Zeiten:** Viele der gegenwärtig in der Welt eskalierenden Konflikte – die Kriege, der Terrorismus, die Gewalt gegen Frauen, Minderheiten und Obdachlose – werden angefeuert von der Illusion einer Identität, die jeweils einzigartig sei und keine andere Wahl ließe. Die Ressentiments aber, die sich auf die Anderen richten, speisen sich nicht aus einem vermeintlichen Anderssein, sondern aus dem, was den Menschen an sich selbst fremd ist. Sie entstammen jenem unbewussten »inneren Ausland« (Freud), in das die destruktiven Regungen abgeschoben werden, die mit der Angst vor zunehmender sozialer Unsicherheit einhergehen. Entlastung bietet die Projektion von Schuld und Hass auf jene, die noch mehr als man selbst »Opfer« sind und zugleich für die Bedrohung der eigenen Existenz verantwortlich gemacht werden können. In der Zunahme nationalistischer Ressentiments und Fremdenfeindlichkeit kommt so vor allem der Grad der inzwischen eingetretenen Zerstörung des Sozialen zum Ausdruck.

**Verlorene Zeiten:** In dem Maße, wie in der Welt die Gewalt eskaliert, nehmen auch die Fundamentalismen zu, mit denen sich die Gewalt zu rechtfertigen versucht. Dabei korrespondieren die religiösen Fundamentalismen der einen Seite mit der bigotten – aber nicht weniger fundamentalistischen – Heuche-

lei der anderen. Überall werden neue Mauern errichtet, um die prosperierenden Sphären der Welt von denen der »Überflüssigen« zu trennen. Während sich die Wohlhabenden in abgesicherten »gated communities« einrichten und den Menschen draußen jede Befähigung zu Modernität und Demokratie absprechen, scheint denen, die ausgeschlossen werden, nur die Flucht in die »Irrationalität« zu bleiben. Das Gerede vom »Kampf der Kulturen«, der sich auf die vermeintliche Unverträglichkeit unterschiedlicher Lebensweisen gründet, ist nichts anderes als der perfide Versuch, aus der sozialen Spaltung Kapital für den jeweiligen Machterhalt zu schlagen. Tatsächlich aber verträgt sich der Islam, wie alle anderen Weltreligionen, ebensowenig mit »Terrorismus« wie die Pressefreiheit mit rassistischer Brandstifterei im Interesse kommerzieller Auflagenerhöhung. Den Protagonisten des »Kampfes der Kulturen« geht es weder um die Verteidigung religiöser Ideale, noch um die Rettung der Moderne, sondern allein um die Aufrechterhaltung eines prekären Status Quo, der sich auf Ausschluss und Demütigung gründet und deshalb äußerer Feinde bedarf.

**Moderne Zeiten:** Feindbilder sind keine guten Ratgeber. Ressentiments verstellen den Blick für die komplexer gewordene Wirklichkeit. Schnell geschürt, sind sie kaum wieder aufzulösen. Die Konflikte in den Vororten von Paris, im Norden Nigerias, im Nahen und Mittleren Osten, an der Grenze der USA, in Afghanistan und entlang der nordafrikanischen Küste machen nur deutlich, dass die Welt nicht weiterer Zäune und trennender Sicherheitstechnologie bedarf, sondern einer gemeinsamen Perspektive, die allen Menschen die Teilhabe an einer modernen Globalität und damit ein Leben in Würde ermöglicht – an jedem Ort. Dabei ist die gegenseitige Kritik unterschiedlicher Lebensweisen fraglos notwendig, – sie gelingt

aber nur dort, wo Respekt und Empathie, nicht aber Unkenntnis, Fanatismus und selbstzufriedene Überheblichkeit herrschen.

Aufklärung ist auch weiterhin Ziel und Aufgabe zugleich. Gerade in schwierigen Zeiten gilt es, sich mit all jenen in der Welt zu verbinden, die selbst noch unter scheinbar aussichtslosen gesellschaftlichen Umständen für die Befreiung aller Menschen aus Not und

Unmündigkeit streiten. Die Rettung der Demokratie gelingt nicht über die Rechtfertigung des Bestehenden, sondern nur über ihre Ausweitung und Weiterentwicklung. Dazu gehört die Gleichheit der sozialen und politischen Rechte – global. Unbedingt ist es notwendig, sich jeglicher Identitätspolitik und aller polarisierenden Ressentiments zu entziehen und dabei jeweils mit der eigenen Haltung den Anfang zu machen. Eine andere Welt, die weder von Res-

sentiments, noch von Übervorteilung oder Ausgrenzung bestimmt wird, ist nicht nur möglich, sondern längst da. Sie lebt in selbstbestimmten Projekten und neuen Lebensformen, deren Ziel das solidarische und emanzipierte Miteinander über alle Grenzen hinweg ist – die Entfaltung eines Nicht-Identischen als unbedingte Voraussetzung für Freiheit und Entwicklung.